[1] Ich zitiere hier und im Folgenden aus der englischen Fassung, weil Kelm ihre „Introduction“ nicht vollständig übersetzt, sondern im Deutschen nur zusammengefaßt hat.

## *Literaturverzeichnis*

HABERBERGER, Simon
2007 *Kolonialismus und Kannibalismus*. Fälle aus Deutsch-Neuguinea und Britisch-Neuguinea 1884–1914. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag

KOEPPING, Klaus-Peter
1973 „Das Wagnis des Feldforschers – zwischen Ethnozentrismus und Entfremdung. Einige persönliche Gedanken zur Ethik der Kulturanthropologie“, in: Kurt Tauchmann (Hrsg.), *Festschrift zum 65. Geburtstag von Helmut Petri*, 258–270. Köln und Wien: Böhlau Verlag

MÜNZEL, Mark
2019 *Anthropophagie*. Oder: Wer sind die wahren Kannibalen? Marburg: Verlag Blaues Schloss

RAO, Aparna
2002 „Einige Bemerkungen zur ‚Feldforschung in der Heimat‘“, in: Hans Fischer (Hrsg.), *Feldforschungen*. Erfahrungsberichte zur Einführung. Neufassung, 251–265. Berlin: Dietrich Reimer Verlag

SPIEL, Christian
1974 *Menschen essen Menschen*. Die Welt der Kannibalen. Überarbeitete Ausgabe. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag

Volker Harms

Dmitri M. Bondarenko: African Americans & American Africans: migration, history, race and identities. Canon Pyon: Sean Kingston Publishing. 2019. 176 S., 32 s/w Abb.

Fragen von Rasse, Diskriminierung und Identität haben sich im Frühsommer 2020 nicht nur in den USA wieder einmal mit großer Wucht auf die politische Agenda gedrängt. Der scheinbar einfache Slogan „Black lives matter“ lässt jedoch gerne vergessen, daß die Kategorie „Black“ in den USA keineswegs in erster Linie eine phänotypische Beschreibung darstellt, sondern vor allem eine kulturelle Zuschreibung vornimmt. Ob jemand sich selbst als Schwarzer sieht oder nicht, ob er von seiner Umgebung als Schwarzer wahrgenommen wird, hängt von einer ganzen Reihe von Faktoren ab, von denen die Hautfarbe an sich nur einen darstellt – und womöglich nicht einmal den wichtigsten. Entsprechend groß ist die Begriffsverwirrung im politischen wie im wissenschaftlichen Diskurs. Wie soll man über jenen großen Teil der US-amerikanischen Bevölkerung sprechen, dessen Ungleichbehandlung die endlich wiedererstarkte Antidiskriminierungsbewegung in den Blick nimmt? Zur Auswahl stehen unter anderem die Begriffe „blacks“, „people of colour“, „African Americans“ oder „Africans in America“. Welcher im Einzelfall für angemessen gehalten wird, hängt letztlich davon ab, wen man fragt.

Ich selbst habe Anfang der 2000er Jahre bei US-amerikanischen Afrozentristen geforscht, die sich unbedingt als „Afrikaner in Amerika“ verstanden wissen wollten.[1] Als Dilemma erwies sich dabei, daß die zugrunde gelegte Definition von „Afrikanersein“ zwar vorgeblich kulturell begründet wurde, am Ende aber einem primordialen Ethnizitätskonzept entschieden den Vorzug gab vor einem konstruktivistischen und die „echte“ oder „wahre“ Kultur einer Person unauflöslich an ihre Genetik knüpfte. Afrikaner, die als „Verräter

ihrer Rasse“ ihre eigene Kultur verleugnen, kann es eben nur geben, wenn Kultur an biologische Dispositionen gebunden bleibt – ein Konstrukt, das die Ethnologie völlig zu Recht seit einem knappen Jahrhundert zu entkräften versucht.

Nun stand die Selbstidentifizierung von Afrozentristen als „wahre“ Afrikaner immer schon in sonderbarer Spannung zu der von afrikanischen Immigranten der ersten Generation, die ja ebenfalls Afrikaner in Amerika waren, wegen ihres Glaubens an den amerikanischen Traum und die Segnungen der amerikanischen Gesellschaft von Afrozentristen aber tendenziell als „unafrikanisch“ angesehen wurden. Und auch jenseits der afrozentrischen Gemeinschaft bewegen sich Afroamerikaner und afrikanische Immigranten auf unterschiedlichen Bahnen und scheinen letztere deutlich weniger mit den vielfältigen diskriminatorischen Hürden der US-Gesellschaft zu kämpfen zu haben als erstere. So ist es vermutlich auch kein Zufall, daß der erste schwarze Präsident des Landes, Barack Obama, gerade kein Nachfahre von Sklaven war. Genau das ließ ihn seinerzeit einer gar nicht so kleinen Zahl afroamerikanischer Wählerinnen und Wähler suspekt erscheinen. Sie weigerten sich, Obama ihre Stimme zu geben, mit der Begründung, „we are not from the same heritage“ (65). Als Immigrant der zweiten Generation, sein Vater war Ende der 1950er Jahre aus Kenia in die USA gekommen und hatte dort eine weiße Amerikanerin geheiratet, fehlte es Obama für diese Wähler schlicht an *street credibility.* Ihm und seinen Vorfahren ging die leidvolle Erfahrung von Sklaverei, Unterdrückung, Diskriminierung und Erniedrigung ab, die viele Afroamerikaner als zentral für ihre Identität betrachten.

Daß die vermeintliche Leichtigkeit des ökonomischen und sozialen Aufstieges afrikanischer Immigranten zu Spannungen mit der Gruppe der seit Jahrhunderten im Land lebenden Afroamerikaner führt, braucht nicht zu überraschen, diese Spannungen mit ethnologischen Methoden zu untersuchen, wurde bislang noch kaum versucht. Genau hier setzt Dmitri M. Bondarenkos „African Americans & American Africans“ an. Was denken, so fragt er, Afroamerikaner über die neuen Immigranten aus Afrika? Und was denken umgekehrt die Immigranten über die bereits seit Jahrhunderten im Land lebenden Afroamerikaner? Wirkt die dunkle Hautfarbe als verbindendes Element? Oder hat ein Migrant aus Mali oder Kamerun am Ende mehr gemein mit einem Einwanderer aus Korea oder Belgien als mit einem Afroamerikaner?

Lange Zeit ließen sich Spannungen zwischen den Nachfahren der im 17. und 18. Jahrhundert als Sklaven ins Land verschleppten Afrikaner und den Migranten der letzten beiden Jahrhunderte bequem ignorieren. Die Zuwanderung war zahlenmäßig so gering, daß die afrikanische Immigration demographisch wie sozial kaum ins Gewicht fiel – weder mit Blick auf die Gesamtbevölkerung noch im Vergleich mit der bereits im Land lebenden großen Gruppe von Afroamerikanern. Seit etwa 1980 hat sich das massiv geändert. Im Bereich der legalen Immigration in die USA rangieren afrikanische Herkunftsländer seit einigen Jahren mit etwas über 100 000 Zuwanderern pro Jahr zuverlässig deutlich vor europäischen. Insgesamt sind seit 1980 etwa zwei Millionen Afrikaner in die USA ausgewandert. Damit sind sie zwar gegenüber den knapp vierzig Millionen Afroamerikanern nach wie vor klar in der Minderheit, stellen aber doch eine Bevölkerungsgruppe, die zu groß ist, als daß sie weiterhin vernachlässigt werden könnte.

In diesem Kontext stellt die Monographie von Dmitri M. Bondarenko eine willkommene Ergänzung zur existierenden Literatur über schwarze Amerikaner und ihre Identität(en) dar. Bondarenko ist Vizedirektor des Forschungsinstitutes für African Studies der Russischen Akademie der Wissenschaften und Professor am Institut für Sozialanthropologie der Staatlichen Russischen Geisteswissen-

schaftlichen Universität. Gemeinsam mit zwei Kolleginnen und einem Kollegen, Anastasiya Banshchikova, Oxana Ivanchenko und Petr Popov, führte er während dreier ausgedehnter Feldaufenthalte in den Jahren 2013 bis 2015 insgesamt 196 Gespräche und Interviews mit Afroamerikanern, afrikanischen Immigranten aus 23 subsaharischen Herkunftsländern und nicht afrikanischen Amerikanern, die mit Angehörigen der beiden Gruppen zu tun haben. Dabei wurde versucht, der Vielschichtigkeit der Migrations- und Diskriminationserfahrungen durch eine möglichst breite Streuung der Forschungssettings Rechnung zu tragen. So wurden Interviews und Gespräche in insgesamt dreizehn Städten in sieben Staaten durchgeführt (Alabama, Illinois, Massachusetts, Minnesota, Missouri, New York, Pennsylvania). Der Schwerpunkt lag also auf dem nördlichen und östlichen Teil der USA. Keiner der Forschungsorte liegt westlich des Missouri.

Erklärtes Ziel des Buches ist es, das Verhältnis zwischen Afrikanern und Afroamerikanern systematisch zu untersuchen und so einen Beitrag zum Verständnis der US-amerikanischen Gegenwartsgesellschaft und ihrer internen Spannungen zu leisten. Bondarenko und sein Team setzen dabei auf einen Methodenmix aus teils stark, teils semi- und teils unstrukturierten Interviews und „observations" (9; im Original in einfachen Anführungszeichen), der Analyse von Ausstellungen und der Teilnahme an diversen Veranstaltungen der lokalen afroamerikanischen und afrikanischen Gemeinschaften. Man darf vermuten, daß die Interviews für die Auswertung codiert wurden, genauere Angaben zur Methode werden aber leider nicht gemacht. Auch über die Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner erfährt man im Grunde wenig mehr, als daß es sich dabei um Personen handelt, die man eben vor Ort antraf (10). Ein bisschen mehr Information über Herkunft, Bildungsbiographie, ökonomischen Status, Alter, Geschlecht und politisch-religiöse Selbstverortung hätte man sich hier als Leser freilich schon gewünscht. Gerade die etwas extremeren Aussagen (von denen im Buch einige zitiert werden) sind ohne Hinweis darauf, aus welchem Dunstkreis sie stammen, nur schwer sinnvoll einzuschätzen. Was etwa ist der Hintergrund eines afroamerikanischen Informanten, der im Interview sagt: „the only good thing we […] think about Africans is that we know they are strong academically" (109)? Oder des afrikanischen Immigranten, der keineswegs meint, die dunkle Hautfarbe schaffe ganz selbstverständlich ein Gefühl der Verbundenheit zwischen Afrikanern und Afroamerikanern: „We are not brothers and sisters just because all blacks get their roots from Africa. Brothers and sisters should care for one another" (121).

Seine Stärken spielt „African Americans & American Africans" im Bereich der Aufarbeitung statistischer Daten aus. Hier erfährt der Leser viel Neues, teilweise Überraschendes. Etwa, daß Migranten aus dem subsaharischen Afrika heute die am besten ausgebildete demographische Gruppe in den USA darstellen. In der Gruppe der über Vierungzwanzigjährigen besitzen etwa 39 Prozent mindestens einen Bachelorabschluss – verglichen mit 29 Prozent der Gesamtbevölkerung des Landes (4). Oder daß sich jenseits punktueller gruppenübergreifender Initiativen wie Black Lives Matter praktisch keine Berührungspunkte zwischen Afroamerikanern und Migranten aus Afrika ausmachen lassen. Daß das Verhältnis zwischen den Nachfahren der Versklavten und den Migranten am zutreffendsten noch als doppelte Ignoranz beschrieben ist (vgl. 40–42). Afroamerikaner wissen oft wenig bis gar nichts über Afrika und seine Geschichte, afrikanische Immigranten haben Mühe, die Bedeutung der Sklaverei als zentralen Faktor afroamerikanischer Identitätsdiskurse zu begreifen. Folgerichtig spricht Bondarenko von „two black communities" (43), deren kollektive Erinnerungen sich deutlich unterscheiden und die auf ganz unterschiedliche Art und

Weise auf die Herausforderungen der Gegenwart reagieren.

Gut herausgearbeitet wird, wie sich die Identitätskonzepte von Afroamerikanern und afrikanischen Migranten unterscheiden. Legen erstere großen Wert auf „blackness" beziehungsweise „Rasse" als Basis ihrer Gruppenidentität („just black"), zählt bei Letzteren eher die nationale Herkunft. Man ist Ghanaer, Nigerianer oder Senegalese, dann Amerikaner – und irgendwann auch „schwarz". Die Hautfarbe spielt aber – wenn man nicht gerade zum Opfer eines *racial profiling* wird – praktisch keine Rolle für die Selbstidentifizierung der Migranten. Auch die weiße Mehrheitsgesellschaft steht afrikanischen Immigranten deutlich vorurteilsloser gegenüber als ihren afroamerikanischen Landsleuten. Das deckt sich übrigens mit Erfahrungen, die europäische Forscher in afroamerikanischen Kontexten gemacht haben. Durch ihre Position außerhalb der etablierten „rassischen" Kategorien der US-Gegenwartsgesellschaft erschließen sich ihnen immer wieder Zugangsmöglichkeiten, die weißen Amerikanern mit großer Wahrscheinlichkeit verwehrt blieben.[2]

Auch im Bereich der historischen Referenzpunkte lassen sich kaum Gemeinsamkeiten zwischen Afroamerikanern und afrikanischen Migranten ausmachen. Selbst da, wo sich beide Gruppen auf das Trauma einer Unterdrückung durch Weiße berufen, überwiegen die Unterschiede: Versklavung, Jim Crow und Diskriminierung bilden auf der amerikanischen Seite des Atlantiks zentrale Bezugspunkte, Kolonialismus und wirtschaftliche Ausbeutung auf der afrikanischen. Entsprechend schwer tun sich die Angehörigen beider Gruppen im Umgang miteinander. Afrikanische Migranten halten Afroamerikaner tendenziell schlicht für Amerikaner mit dunkler Haut, die, wenn überhaupt, eine amerikanische Kultur vertreten. Afroamerikaner bestreiten, daß afrikanische Immigranten gemeinsam mit ihnen in die Kategorie „schwarz" fallen. Was wie eine vergleichsweise milde semantische Differenz erscheinen mag, hat durchaus schwerwiegende Konsequenzen, wenn man sich die dahinterstehenden Stereotype und Wertzuschreibungen ansieht. Da lässt sich, so ein Fazit des Buches, das Verhältnis zwischen Afroamerikanern und afrikanischen Migranten bestenfalls als dysfunktional beschreiben, schlimmstenfalls als offen feindselig.

Bondarenko hat mit „African Americans & American Africans" eine beeindruckende Sammlung von afrikanischen und afroamerikanischen Stimmen vorgelegt, die die Beziehung der beiden Gruppen in den Blick nehmen. Leider geht das Buch aber kaum je wirklich über die referierende Wiedergabe dieser Stimmen hinaus. X sagt so, Y sagt so, Z sagt wieder etwas anderes. Das alles wird umfassend belegt, gerade die Bezüge auf die Interviews und Gespräche hängen aber letztlich in der Luft, weil der Leser nichts über die befragten Personen erfährt. Dazu nur ein typisches Beispiel: Auf Seite 100 des Buches wird die Aussage, Afrikaner und Afroamerikaner bezichtigten sich gegenseitig der Unfreundlichkeit und Verschlossenheit, folgendermaßen belegt: „Archive 2013–2015; interviews 3, 4, 5, 8, 10, 15, 18, 20, 22, 27, 30, 34, 36, 41, 42, 48, talks 1, 4, 7, 12, 15, 50, 70, 74, 81, 103, 105, 106, 110, 130 [...]" (es folgen noch drei Zeilen mit Verweisen auf Literatur). Der Leser erkennt die enorme dokumentarische Arbeit, die hinter solch exzessiven Verweisen steht, sein Erkenntnisgewinn geht jedoch über die Einsicht, daß offenbar viele Gesprächspartner dieser Auffassung waren, nicht hinaus.

Das ist am Ende womöglich ein Punkt, an dem unterschiedliche Wissenschaftsverständnisse und disziplinäre Traditionen aufeinanderprallen und sich als wenig kompatibel erweisen. Es mag gut sein, daß eine knapp kommentierte Auflistung statistischer Daten in der russischen Ethnologie Usus ist. Darüber kann ich allenfalls spekulieren. Ist man es aber gewohnt, Texte zu lesen, die angelsächsischen oder mitteleuropäischen Argumen-

tationskonventionen folgen, gestaltet sich die Lektüre des Buches aufgrund der nur lose verknüpften Fülle von Zitaten und vagen Literaturverweisen mit fortschreitender Dauer immer zäher. Spätestens ab der Mitte des Werkes stellt sich der Eindruck ein, daß Bondarenko im Grunde lediglich eine Hälfte einer umfangreichen Datensammlung vorgelegt hat, die noch durch einen wenigstens knappen Anhang zu den Gesprächspartnern oder aber eine stärker von den Originalaussagen abstrahierende Interpretation vervollständigt werden müsste.

Der unkommentierte sechzehnseitige „Fotoessay" am Ende des Buches könnte dafür gerne gestrichen werden. Auf zwanzig von zweiunddreißig darin abgedruckten Schwarzweiß-Aufnahmen sieht man übrigens keine Menschen. Das deckt sich in Summa recht gut mit dem allgemeinen Lektüreeindruck. Denn obwohl für das Buch buchstäblich Hunderte, wenn nicht Tausende von Zitaten verarbeitet wurden, vermittelt es letztlich den unangenehmen Eindruck, alle Forschungsgegenüber aus den Feldphasen gründlich getilgt zu haben. Genauso übrigens, wie die Forschergruppe selbst, von deren bloßer Existenz man nur erfährt, wenn man die dem eigentlichen Text vorangestellten „Acknowledgements" liest. So bleibt „African Americans & American Africans" am Ende eine blutleere Sammlung von Aussagen ohne Autoren und ohne Kontext: für den interessierten Laien zu trocken, für den Spezialisten zu unspezifisch.

[1] Thomas Reinhardt, Geschichte des Afrozentrismus. Imaginiertes Afrika und afroamerikanische Identität. Stuttgart: Kohlhammer 2007

[2] Vergleiche Reinhardt (2007) und Loïc Wacquant, „Carnal connections: on embodiment, apprenticeship, and membership", *Qualitative Sociology* 28(4) (2005). DOI: 10.1007/s11133-005-8367-0

Thomas Reinhardt

Antonio Luigi Palmisano: Antropologia postglobale. San Cesario di Lecce: Pensa Editore 2017. 239 S., 2 Grafiken (Ant*b*ropologica 3)

> Have we finally reached the end of anthropology? Has its world – as Clifford Geertz suggested in the title of one of his last essays – finally fallen to pieces (Geertz 2000)? Or is the dissolution of its classical fields of study opening up new domains, in which its classical methods can once again prove their worth?"[1]

Diese durchaus auch als Provokation verstandenen Fragen bildeten den Ausgangspunkt der Jensen Memorial Lectures, die im Sommersemester 2008 am Frobenius Institut gehalten wurden. Krisendiskurse gehören zum festen Repertoire der Ethnologie, sogar noch vor ihrer Etablierung als akademisches Fach, wie Überlegungen über das allmähliche Verschwinden des eigenen Gegenstandes – „the notion that the last ‚primitive peoples' were dying out right in front of their [the ethnologists] eyes" – bereits im frühen 18. Jahrhundert bei Joseph François Lafitau zeigen. Diesem bereits „klassischen" Topos im ethnologischen Krisendiskurs gesellte sich in den 1980er Jahren die sogenannte „Writing Culture-Debatte" hinzu, die den Fokus vom Forschungsgegenstand hin zu Fragen der Repräsentation verschob: „The current crisis in anthropology thus has little to do with its object of study, which has always been engaged in processes of change, but rather with the discipline itself" (Kohl 2010:89). Zu den Folgen dieses Perspektivenwechsels gehört eine Destabilisierung „[of] the field's very foundations" (Kohl 2010:89), deren Wirkung noch weiterhin anhält. Neben dieser disziplinimmanenten Hinterfragung der eigenen Deutungshoheit gibt es noch weitere – durchaus auch willkommene – „Erschütterungen" der Ethnologie, wie die postkolonialen Bewegungen zeigen: „The postcolonial debate has contributed further to anthropology's disempowerment. The view from outside has given